

Lob des Buches – Lob der Bibliothek¹

Josef Homeyer

Kirche ist Kirche des Wortes, des Wortes, das ständig nach Erneuerung und Verwirklichung, nach Fleischwerdung drängt. Damit es bedacht und weitergegeben werden kann, muss es niedergelegt, aufbewahrt, bereit gehalten und wiedergefunden werden. Die neuen Medien haben dabei keinen grundsätzlichen Wandel bewirkt. Es bleibt, durchaus ergebnisoffen, abzuwarten, ob die elektronischen Medien je die Verlässlichkeit und Dauerhaftigkeit, die ergonomische Überlegenheit des Buchs werden einholen können.

Die bibliothekarischen Tugenden jedenfalls haben nichts von ihrer Bedeutung eingebüßt: Ordnungs- und Systemdenken, Sprachkompetenz, Gedächtnis, Dienstleistungsorientierung, wissenschaftliche Bildung und, wo immer möglich, eigene wissenschaftliche Erschließungsarbeit. Im Gegenteil: durch die explosionsartige Ausbreitung gerade auch des Internets brauchen wir mehr als je zuvor diejenigen, die sich zwischen Regalen und Findmitteln sicher bewegen und zugleich zielgerichtet und wertebewusst in der virtuellen Welt navigieren.

Das Buch ist Grundlage für den Glauben und überliefert das Glaubensleben, ist für den kirchlichen Lebensvollzug unverzichtbar. Das Lob des Buchs mündet allerdings notwendigerweise immer auch in das Lob der Bibliothek. Und dies nicht nur wegen der dort versammelten Erschließungskompetenz, sondern vor allem wegen ihres Charakters als Institution mit allem was dazugehört: Kompetenz, Haushalt, Organisation. Die institutionelle Verfestigung ist es, die Dauer und Nachhaltigkeit der Überlieferung garantiert. Das wusste man seit der Einrichtung der ersten Bibliotheken, wahrscheinlich im 7. Jahrhundert vor Christus in Assyrien. Das wusste auch Julius Caesar, als er 48/47 vor Christus die Bibliothek in Alexandrien, die berühmteste Bibliothek für den hellenistischen Bereich, zerstörte, ein unersetzlicher Verlust großer Teile der griechischen Literatur. Übrigens ein Vorgang, der in der hellenistischen Welt Entsetzen auslöste und die innere

¹ Predigt zu Ez 2,8–3,4 beim ökumenischen Gottesdienst zum Abschluss der 3. Gemeinsamen Jahrestagung von VkwB und AKThB in der Klosterkirche Loccum am 22.6.2006.

Entfremdung zwischen Ost und West nachdrücklich befördert hat, zumal sich solche Vernichtung von kulturellen Zentren in der Geschichte nicht selten wiederholt haben – bis heute – und immer als Angriff auf die Existenzquellen eines Volkes verstanden wurden.

Aber auch der Verzicht öffentlicher Bibliotheken auf zentrale Ressourcen nationaler und europäischer Kultur, z. B. auf die Bibel und die von ihr ausgelöste Theologie und Literatur, kann die Herkunfts- und Existenzquelle eines Volkes verschütten, auch wenn ein solcher Verzicht harmlos daherkommt und dem Zeitgeist einsichtig zu sein scheint. Aber es wird ja z. B. jetzt schon spürbar, dass der Staat zwar den Werteverlust beklagt, gleichzeitig aber unter Sparzwängen immer mehr das Interesse verliert, Theologie und kirchlich geprägte Kultur in den eigenen Bibliotheken zu dokumentieren. Mich erinnert das an ein Wort von Josef Pieper: „Menschliches Dasein kann nicht allein auf die Weise zu Schaden kommen, dass man das Hinzu-Lernen versäumt, sondern auch dadurch, dass man etwas Unentbehrliches vergisst und verliert.“

Dabei erleben Sie in Ihrem Dienstalltag, dass Kirche, dass kirchliche Bibliotheken als Alternative angefragt werden. Sie erleben es, dass das Bedürfnis wächst, ein anderes, ein heilsgeschichtlich orientiertes Modell von Gesellschaft auch in den Bibliotheken aufzusuchen und für die eigene Lebensführung zu bedenken. Wenn Kirche die eigenen Bibliotheken riskiert, riskiert sie den Verlust ihrer historischen Identität und wirkt mit an ihrer eigenen gesellschaftlichen Marginalisierung.

Dabei kann es nicht genügen, die Überlieferung an nur einer Stelle zu konzentrieren und darauf zu vertrauen, dass die elektronische Kommunikation es schon richten wird. Wenn wir Salz der Erde, Sauerteig sein wollen, dann brauchen wir das Netzwerk, die vielen untereinander verbundenen Orte, und seien sie klein und unbedeutend. Gerade die kleinen kirchlichen Bibliotheken sind auch im wissenschaftlichen Diskurs beharrlich da und halten das Wort Gottes und den Geist der Kirche wach.

Wir brauchen übrigens gar nicht die jüngere Vergangenheit zu bemühen, um Bedrohung ebenso wie Wertschätzung kirchlicher Büchersammlungen zu illustrieren. Der zweite Makkabäerbrieff (2,13) erzählt von den Bibliotheken, die Nehemia und Judas anlegten, und deren Bücher, wie es heißt „durch den Krieg, den wir führen mussten, zerstreut worden“ waren. Und auch das Netzwerk wird deutlich, das der bibliothekarischen Bewahrung und Verbreitung der Schriften dient. „Sollten euch einige davon fehlen“, schließt der Brief an dieser Stelle, „so lasst sie durch Boten holen!“

Die Vision des Ezechiel, die wir in der Lesung hörten, entwirft zu den angebotenen Gedankengängen so etwas wie eine theologische Anthropologie für Bibliothekare. Dazu beginnt er ganz im Konkreten.

Schon der väterlich barsche Befehlston in Kap. 2 wischt alle Empfindlichkeiten und alle Rhetorik beiseite: „Stell dich auf deine Füße, ich will mit dir reden.“ Und diese Rede wird durch keine metaphorische Ausflucht, durch kein „gleichsam wie“ oder „so als ob“ entschärft: „Iß diese Rolle“. Natürlich ist hier ein Verinnerlichen gemeint, in Verbindung mit dem Johannesprolog auch ein eucharistischer Vorgang. Es geht um die metaphorische Einkleidung von lernen und wissen, verarbeiten und reproduzieren des Wortes Gottes. Das alles wird aber nicht gesagt, gesagt wird „Öffne deinen Mund und iß, was ich dir gebe“. Es ist die Poesie unbedingter Äußerlichkeit, die in die Wirklichkeit eindringt und an der kein Vorbeimogeln ist. Das fordert und entlastet, ist leicht und schwer zugleich.

Da ist kein Platz für Bedenken und Zögerlichkeit. Die radikale Äußerlichkeit macht deutlich, dass es gar nicht um eine inhaltliche Würdigung dessen geht, was da aufzuessen verlangt wird. Der Geist ist nicht im Verständnis für die Worte, sondern in den Worten selbst, die den Sprecher ausfüllen sollen. Die Frage, ob er die Worte versteht, ob er ihnen zustimmt oder nicht, stellt sich Ezechiel nicht.

Dass die Wendung noch einmal im Neuen Testament, in der Johannesapokalypse (10,8–10) wiederkehrt, macht um so deutlicher, dass der Text nach einer ontologischen Wende verlangt. Die radikalste Form der Einverleibung, das Aufessen, macht den Menschen selbst zum Buch Gottes, er ist Zeugnis des Bundes. Geschichte als Geschichte der Beziehung zwischen Mensch und Gott ist nicht Buchweisheit sondern ist stets Lebensgeschichte.

Und damit nicht genug. Der radikalen Verinnerlichung entspricht die zwangsläufige, nicht weniger intensive Entäußerung: „Geh zum Hause Israel und sprich mit meinen Worten zu ihnen“. Aus der Kenntnis des Wortes Gottes folgt ohne eigenes Zutun die Bewahrung und Weitergabe.

Die im Umgang mit den Büchern gegebene Verbindung von Lebensgeschichte und Verkündigung sollte auch deutlich machen, dass es sich zu hüten gilt vor der als asketische Demut getarnten Intellektuellenfeindlichkeit, die meint, mit der Bibel und dem Katechismus sei es genug. Die Geschichte der Kirche hat eine Richtung und ein Ziel. Als Beziehung jedes Einzelnen und der Gemeinschaft zu Gott in der Zeit dokumentieren die Zeugnisse einzelne Schritte einer beglückenden Annäherung an die Wahrheit Gottes, oder besser: eine Annäherung Gottes an die innerste Wirklichkeit des Menschen. Es ist der Wechsel vom „Begreifenwollen“ zum „Ergriffenwerden“, von Augustinus bis Edith Stein, die ihre Freundin, die Philosophin Hedwig Conrad-Martius 1921 in ihrer Wohnung besucht und am Abend aus deren Bibliothek „zufällig“ die Autobiographie der Teresa von Avila ergreift und am Ende der durchlesenen und durchrungenen Nacht in ihr Tagebuch schreibt: „Das ist die Wahrheit!“ Und die änderte bekanntlich ihr Leben

vollständig. Solche Annäherung Gottes durch das dokumentierte Zeugnis gotterfahrener Menschen, solche Annäherung Gottes endet nicht, solange die Welt steht.

Nun spricht diese ganze Schriftstelle von der Berufung zum Propheten, vor der wir alle uns vermutlich sicher wähnen. Damit kann man den Propheten aber nicht unschädlich machen. Ezechiels Vision packt auch Sie als Bibliothekarinnen und Bibliothekare bei der beruflichen Ehre: werden Sie und seien Sie, was Sie sammeln, bewahren, lesen und anbieten, seien Sie Person und Lebensgeschichte, Zeugnis einer Beziehung zu Gott. In der Authentizität Ihres Selbstverständnisses in und mit den Texten liegt die Kraft Ihrer Wirksamkeit, auf die Kirche nicht verzichten kann. So ist Kirche missionarisch, auch in den diskreten Bahnen, die ihr wissenschaftlicher Kontext verlangt.

Die Johannesapokalypse führt den Text von Ezechiel dahin, dass uns Bauchgrimmen dabei nicht erspart bleiben kann, aber beide Texte (Ezechiel und Johannesapokalypse) stimmen darin überein, dass das Buch unserem Mund „süß wie Honig“ sein wird.